

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

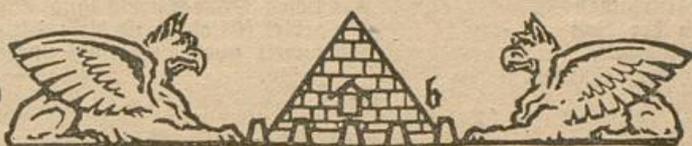
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

1.10.1933 (No. 40)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 40



1. Okt. 1933

Wolfgang Trentlein / Die Hochzeitsitte des „Hemmens“ in Baden.

Das Hochzeitsfest ist zugleich ein Abschiedsfest; Braut und Bräutigam verlassen in den meisten Fällen das Elternhaus, um in neuer Gemeinsamkeit ihr Leben zu führen. Doch stellt die Hochzeit ja nicht nur ein Abschiednehmen vom Elternhause dar, sondern darüber hinaus ein Scheiden von den weiteren Gemeinschaften der Altersgenossen, der Burschen- und Mädchenschaften, und oft vom Heimort überhaupt. Wie alle Uebergänge im menschlichen Leben, die einen neuen Abschnitt einleiten, also beispielsweise Geburt, Taufe, Konfirmation und Tod, hat auch die Hochzeit als Uebergang vom Ledigen- in den Ehestand zum Emporipfehen eines reichen Brauchtums Anlaß gegeben.

Die Hochzeitsbräuche, die dieses Fest umranken, sind außer dem Bestreben, durch allerhand Zauber und Segen das Glück an das junge Ehepaar zu fesseln, herausgeboren aus dem Bedürfnis, diesem Eintritt in einen neuen Lebensabschnitt eine sinnbildliche Darstellung zu geben. Die Gemeinschaft des Heimatortes, vor allem in ländlichen Gegenden, und in ihr besonders die der Altersgenossen, ist eine so enge und bodenverwurzelte, daß ein Scheiden aus ihr oder ein Neueintreten in sie immer ein Ereignis bildet, dem man in Sitten und Bräuchen Ausdruck zu geben bemüht ist.

Das sind auch die Gründe zum Entstehen einer Hochzeitsitte gewesen, die man in Baden Hemmen, Vorspannen, Aufhalten, Aufhängen oder Sperren nennt; in Schapbach führt diese Sitte den Namen „Hochzittere verkaufe“. Eine Karte des Atlas der deutschen Volkskunde mit rund 500 Belegorten in Baden gibt uns zum ersten Male die Möglichkeit, für das ganze badische Land die Verbreitung und die örtlichen Eigenarten dieser Sitte zu überblicken. Im allgemeinen vollzieht sich das „Hemmen“ bei der Hochzeit in Baden folgendermaßen: Vor oder nach der kirchlichen Trauung spannen Kinder oder Erwachsene, meist die jungen Burschen des Ortes, ein Seil oder eine Kette quer über die Straße und hemmen so den Hochzeitszug. Erst wenn sich der Bräutigam oder die Brautführer zu einer Geldspende, deren Höhe durch gegenseitiges Handeln festgesetzt wird, herbeigelassen haben, fällt das Hindernis, und der Weg wird freigegeben. Diese Sitte stellt ein Loskaufen des Hochzeitspaares aus der Gemeinschaft der ledigen Gleichaltrigen dar. Erhöhte Bedeutung erhält dieser Loskauf, wenn die Braut oder der Bräutigam ganz aus dem Dorfverbande ausscheidet und in einen anderen Ort einheiratet. Ebenso wird das „Vorspannen“ mit Vorliebe dann ausgeübt, wenn ein Teil des Hochzeitspaares aus einem anderen Orte stammt und in das Dorf einheiratet. So kann das „Hemmen“ nicht nur den Zwang zum Loskauf aus der Gemeinschaft der Ledigen oder aus dem Orte selbst, sondern auch zum Einlauf in die neue Ortsgemeinschaft darstellen.

Erwachsene, in der Regel die jungen Burschen oder Mädchen des Ortes hemmen nur noch, soweit die Sitte überhaupt üblich ist, im südlichen und südwestlichen Teile unseres badischen Landes. Im nordöstlichen Teile Badens und in den anderen Gebieten des Landes, in denen diese Sitte am Erlöschen ist, wird sie nur noch von Kindern ausgeübt. Eine strenge Trennung nach Geschlechtern ist noch in Oberfingen (N. Waldshut) und in Wettelbrunn (N. Staufen) beim Ausüben dieses Brauches zu beobachten; dort

wird nur gehemmt, wenn ein Teil des Brautpaares von auswärtig kommt. Ist die Braut aus einer anderen Gemeinde, so hemmen die Mädchen mit einem blauen Bande, ist der Bräutigam kein Einheimischer, so sperren die Burschen mit einer Kette dem Hochzeitszuge den Weg. Die Straße wird in den meisten Fällen mit einem Strick, einem Band oder einer Kette gesperrt; in einigen Orten, z. B. in Oberharmerbach (N. Offenburg) und in Witzgen (N. Säckingen) wird der Hochzeitszug mit Stangen gehemmt, in anderen wieder, z. B. in Krozingen (N. Staufen) und in Schenkenzell (N. Wolfach) wird eine Girlande zum Vorspannen benutzt. In Willstätt (N. Kehl) rollt die Jugend leere Bierfässer in den Weg, um durch diesen zarten Wink den Bräutigam an das Freibier zu mahnen.

Die Hauptsache bei diesem ganzen Brauch ist für die Ausübenden natürlich die Loskaufsumme, die der Bräutigam oder die Brautführer, — in Bergshaupten (N. Offenburg) die Ehrengelassen, das sind gewöhnlich die Taufpaten des Hochzeitspaares, — entrichten müssen. Manchmal ist zu diesem Zwecke an dem Seil, mit dem der Weg gesperrt wird, schon ein Körbchen aufgehängt, in das der Loskaufpreis gelegt wird. Die Höhe der Lösegeldsumme ist örtlich sehr verschieden. In den Orten, in denen Kinder hemmen, wirft der Bräutigam meistens 1-, 2-, 5- und 10-Pennigmünzen unter die Kinder; wer nicht genügend gibt, wird mit dem Schimpfnamen „Pfenningfuchser“ bedacht. In Bisingen und Wollmatingen (N. Konstanz) und in Fetzellen (N. Waldshut) erhalten die Kinder „Guttele“ als Entschädigung. Wenn aber die jungen Burschen des Ortes vorspannen, so wird die Angelegenheit für den Bräutigam bedeutend kostspieliger, zumal wenn das Hemmen, wie mancherorts gebräuchlich, öfters wiederholt wird. Die Höhe des Lösegeldes schwankt zwischen 3 und 20 Mark, steigert sich aber in manchen Orten bis zu 30 Mark. Fast durchweg ist es Sitte, daß der Bräutigam den Burschen ein Maß Bier oder Wein u. Zigarren bezahlt. In Memmingen (N. Neckar) zahlt der Bräutigam keine bestimmte Summe, sondern soviel Bier, als die Burschen, die dem Hochzeitszuge gesperrt haben, abends von 8—11 Uhr trinken mögen und können. Das Lösegeld wird auch nicht gleich auf die erste Aufforderung bezahlt, sondern es wird zwischen einem Vortführer der Burschen und dem Bräutigam oder Brautführer hin und her verhandelt, und es dauert manchmal lange, bis sie handelseinig werden. Oft wird die Braut nach der Höhe des Lösegeldes bewertet. In manchen Orten der Amtsbezirke Lahr, Freiburg, Staufen und Müllheim wird dem Brautpaare während des Hemmens Wein kredenzt, und ein Bursche hält eine Rede auf das junge Paar, die teilweise in Gedichtform gehalten ist. Besondere Sprüche und Glückwünschsformeln, die beim Sperren gesprochen werden, sind nur vereinzelt gebräuchlich. So sprechen die Kinder in Altholtenberg (N. Pfullendorf), wenn sie dem Brautpaare vorspannen:

Wir spannen Euch vor das seidene Band,
Und wünschen Euch Glück in den Ehestand!

Zu einem anderen Zeitpunkt findet das Hemmen in den Amtsbezirken Neckar, Engen, Donaueschingen, Neustadt, Säckingen und Waldshut statt. Hier sperrt man nämlich nicht

dem Hochzeitszuge, sondern dem Wagen, der die Aussteuer der jungen Frau in das neue Heim bringt, den Weg mit Stangen und Stricken. Auch hierbei muß sich der Bräutigam oder der Fuhrmann mit einer Geldspende den Weg freikaufen. In Bietingen (N. Meßkirch) ist es sogar Brauch, bei der Trauung und bei der Brautfahrt vorzuspannen. Die Schüler, die beim Einbringen des Brautwagens vorspannen, erhalten vom Bräutigam Geld zugeworfen; 2 Brauttänzer, die bei der Trauung vorspannten, erhielten früher als Gabe je ein Taschentuch, heute haben sie das Hochzeitsmahl frei, müssen dafür aber einen Doppelteller bezahlen. Das Vorspannen gilt gerade im südlichen Schwarzwald auch heute noch als eine Ehrung, auf die man trotz der Kosten, die sie mit sich bringt, nicht gerne verzichtet.

In den Ortschaften um Bruchsal ist das Hemmen ein Sonderrecht der Meßbuben geworden, die es beim Auszuge des Hochzeitspaares aus der Kirche ausüben. In Hambrücken (N. Bruchsal), wo mit einem weißen Stride, der zwischen den letzten Kirchenbänken kurz vor der Kirchentüre gespannt wird, dem Hochzeitszuge der freie Austritt aus dem Gotteshause verwehrt wird, nennt man diese Sitte „übers Strid hängen“. In Malschensberg (N. Wiesloch) sagen die Ministranten beim Hemmen mit einem Bande folgenden Spruch:

Weil der Tag ist angekommen,
Haben wir uns vorgenommen
Euch zu wünschen in der Zeit
Friede, Glück und Einigkeit.
Wenn wir aber wünschen könnten,

Was wir in unserm Herzen denken,
Wär der Tag noch viel zu klein.
So viel Tröpflein in dem Regen,
So viel Flöcklein Schnee gelegen,
So viel Glück und so viel Segen
Soll Euch Gott der höchste geben
Heut an Euerem Hochzeitstag!

Ueberschauen wir rückblickend nun nochmals die Gestaltung und das Vorkommen dieser Hochzeitsitte in Baden, so ergibt sich folgendes Bild: Im Gebiete östlich der Linie Eberbach—Mosbach wird das „Hemmen“ nur noch von Kindern geübt. Im ganzen sonstigen nordbadischen Gebiet bis hinunter nach Achern ist dieser Brauch fast vollständig ausgestorben. An Hand einer Karte des Atlas der deutschen Volkskunde, die die Ergebnisse der betreffenden Fragebogen für Baden zusammenstellt, läßt sich gerade in der Mannheimer Gegend noch deutlich das allmähliche Schwinden des Brauches feststellen. Im Bruchsaler Gebiet ist, wie schon gesagt, das Hemmen zu einem Sonderrecht der Meßbuben in der Kirche geworden; vielleicht ist diese Umgestaltung der Sitte auf Einflüsse des alten Bistums Speyer zurückzuführen. Im ganzen Oberheingebiet wird nur vorgespannt, wenn ein Teil des Brautpaares von auswärts ist oder nach auswärts heiratet. Das Aufhalten des Brautwagens mit der Aussteuer ist nur im südöstlichen Schwarzwald und auf der Saar üblich. Im Bodenseengebiet schließlich ist diese Sitte im Aussterben begriffen, und wird, soweit überhaupt noch vorhanden, nur noch von Kindern ausgeübt.

H. Henz / Niklaus Riggenbach: Erinnerungen eines alten Mechanikers.

II.

Da ich gerade um diese Zeit meiner Hochzeit wegen nach Basel ging, so beantragte mich Herr Kessler, den Apparat zu untersuchen und die Geschichte, die für das Geschäft höchst unangenehm zu werden drohte, wenn möglich in Ordnung zu bringen. In Begleitung des schimpfenden Oberst Geigy nahm ich den unbotmäßigen Mechanismus in Augenschein, ohne aber die Ursache des merkwürdigen Phänomens entdecken zu können. Der Dampf war und blieb rebellisch und wollte absolut nicht durch die Röhren gehen, so daß die Aussichten einestheils für meinen Chef, sich gerichtlich mit jener Firma auseinanderzusetzen, und andernteils für die Arbeiter, weiter frieren zu müssen, zu wachsen schienen. Kummervoll legte ich mich zu Bette und konnte vor Unruhe nicht schlafen, denn die Sache plagte mich unaufhörlich. Da kam mir, während ich dem Dinge nachsann, plötzlich der Gedanke, man müsse den Dampf den umgekehrten Weg ziehen lassen, d. h. ihm den gleichen Weg anweisen, wie dem Kondenswasser. Kaum gedacht, sprang ich mit einem Sprung aus dem Bette und weckte sofort den erschrockenen Monteur Winkler auf, der den Schlaf des Gerechten schlief. Ich hatte nämlich Herrn Winkler zur Beihilfe von Karlsruhe mitgenommen. Mitten in der Nacht machten wir uns ans Werk und führten die nötigen Aenderungen an der Leitung aus. Als früh morgens um 7 Uhr Oberst Geigy die behaglich durchwärmten Fabriklokalitäten betrat, war er voll Erstaunen, denn alles ging ganz vortreflich, ja die Arbeiter fingen bald an, vor Hitze förmlich zu schwitzen. Ich mußte nun Herrn Geigy die erforderliche Erklärung geben, und von da an hatte ich an den Gebrüder Geigy väterliche Freunde und Gönner, was mir, abgesehen von der Freude, mit so edeln und angesehenen Männern in freundschaftlicher Verbindung zu stehen, in späteren Epochen meines Lebens von großem Wert gewesen ist.

Wie schon erwähnt, verheiratete ich mich im November 1847. Doch durfte die Hochzeit nicht in Basel gefeiert werden. Während meines kurzen Aufenthalts in Basel im Anfang der 40er Jahre hatte ich nämlich auch den Militärdienst machen müssen und war der Artillerie zugeteilt worden, so daß ich eigentlich 1847 den Sonderbundsfeldzug mitzumachen genötigt gewesen wäre. Man hätte mich zwar seitens des Basler Militärdepartements ebenfalls übergangen, aber der Großvater meiner Braut, Ratsherr Socin, wollte nicht, daß es hieße, wenn ich meine Braut nicht aus einem Ratsherrnhause geholt hätte, so würde man mich in den bunten Rock gesteckt haben. So fand dann die Hochzeit nicht in Basel statt, sondern in Binzen, einem badischen Nachbarort. Ich begründete nun in Karlsruhe meinen eigenen Hausstand und erwarb mir sehr bald eine eigene Liegenschaft vor dem Ettlinger Tor.

Mein Leben schien sich immer schöner zu gestalten und meine Karriere eine gemachte zu sein. In der Fabrik gab es vollauf zu tun. Abends pflanzte ich daheim mit Vergnügen meinen Kohl und beaufsichtigte meine kleine Landwirtschaft. Meine junge Frau wurde nicht müde, bald diese bald jene Verbesserungen in Haus und Garten zu wünschen, und ich freute mich, ihre Wünsche zu erfüllen. Im Jahr 1848 wurde mir ein Sohn geboren, es blieb dies unser einziges Kind, auch wurde er nicht, wie ich oft gewünscht hatte, mein Fachgenosse. Doch habe ich die freudige Genußnahme, zu sehen, daß er auf seinem Gebiet als Pfarrer und

Universitätslehrer ebenfalls unermüdlich arbeitet. So kann ich mich trösten, daß er nicht Mechaniker geworden ist. Die Hoffnungen und Wünsche, mit welchen ich ihn dort im Garten vor dem Ettlinger Tor oft stundenlang herumtrug, sind anders, als ich es meinte, — aber sie sind doch in Erfüllung gegangen. Uebrigens wurde ich damals aus den Träumen meines jungen Vaterglücks bald genug aufgeschreckt durch die Stürme der badischen Revolution.

Die Pariser Februar-Revolution hatte bekanntlich zur Folge, daß auch die guten Deutschen, welche bis jetzt ihre Einheits- und Freiheitssträume nur in schwungvollen Liedern besungen hatten, positive Forderungen aufzustellen wagten. Fast als eine Ironie des Schicksals aber muß es angesehen werden, daß die revolutionäre Bewegung in demjenigen Lande des deutschen Bundes ihren Ausgangspunkt genommen und ihren Höhepunkt erreicht hat, das die befriedigtesten wirtschaftlichen Zustände und die schönsten konstitutionellen Einrichtungen von ganz Europa besaß, nämlich im Großherzogtum Baden. Der gutmütige Großherzog Leopold hatte ja die Frankfurter Reichsverfassung unverzüglich angenommen, und sein Ministerium war so liberal als man es nur wünschen konnte. Aber die Bevölkerung war durch die Revolutionsfanatiker von Strauves Kaliber viel zu sehr unruhig, als daß ihr eine geregelte Freiheit noch genügt hätte. Die großen Massen träumten von einer „gemüthlichen Anarchie“. Das schlimmste war, daß das Militär nicht die geringsten Garantien bot. Die Disziplin war vollständig gelodert. Die Soldaten fraternisierten mit den Revolutionshelden und sprachen ungeheuer aus, wenn's losgehe, so werde man nicht auf die „Brüder“, sondern eher auf die Offiziere schießen. Immer höher stiegen die Wellen der Bewegung. Jeden Abend fanden Versammlungen statt, bei welchen es oft sehr tumultuarisch zugeing. Am meisten schmerzte es den väterlich gesinnten Großherzog, daß seinen Untertanen mit wachsendem Erfolge vorgespiegelt wurde, die Beseitigung der bestehenden Regierungsform und die Proklamation der Republik werde eine ungeheure Hebung der allgemeinen Volkswirtschaft zur Folge haben. Diejenigen, welche durch diese Volkssammlungen zur politischen Herrschaft zu gelangen trachteten, wußten sehr wohl, daß dies ohne die Hilfe der breiten Schichten des Volkes, besonders der Arbeiter, nicht möglich sei, und stellten deshalb ihren Zuhörern goldene Berge in Aussicht und Dinge, an deren Möglichkeit sie selbst nicht glaubten, oder die später zu verwirklichen sie niemals willens waren. Der Großherzog in seinem Optimismus meinte, man müsse die irreführte Menge belehren, und so wurden einzelne populäre Männer beauftragt, in den Versammlungen aufzutreten. Auch ich wurde mit einer solchen Mission beehrt. Man wußte, daß ich in Arbeiterkreisen einiges Ansehen genoß, hoffte wohl auch, daß meine schweizerische Herkunft eine gewisse Wirkung ausüben werde. So begab ich mich also eines Abends mit zwei Professoren des Polytechnikums, dem bekannten Physiker Dr. Eisenlohr und dem Lehrer der Mechanik Dr. Redtenbacher, dessen Lehrbücher jetzt noch zu den besten gehören, in eine 400—500 Mann starke Versammlung im Promenadenhaus. In einem kleinen Nebenzimmer des genannten Restaurants hörten wir die Reden an, und daraus, sowie aus der ganzen

Physiognomie der Versammlung erkannten meine gelehrten Kollegen bald, daß sie hier mit ihren wohl vorbereiteten Darstellungen nicht nur keinerlei Erfolg haben, sondern vielleicht Auf und Stellung aufs Spiel setzen würden; es wollte deshalb keiner von ihnen das Wort ergreifen, und sie hielten mich, der ich als „freier Schweizer“ bekannt sei, es zu tun. Ich setzte nun der Menge mit ganz einfachen Worten auseinander, wie man in der Schweiz die Freiheit auffasse, wie sie hier in Baden ebensoviel hätten und wie ihr Land auch in materieller Beziehung verhältnismäßig zu den glücklichsten Ländern Europas gehöre. Die Idee der vollständigen Gleichheit der Besitztümer sei nicht durchführbar und die Armut eine notwendige Bedingung zur Tätigkeit. Freilich verstehe ich unter Armut nicht jenen Zustand, in welchem dem Menschen das tägliche Brot fehle. Aber die Abtufung vom Minderbegüterten bis zum Reichen sei naturgemäß. Wie es in der Natur neben schönen Blumen auch Dornen und Disteln gebe, so sei auch im sozialen Leben alles naturgemäß geordnet; jedem sei sein bestimmter Platz angewiesen, den er auszufüllen habe.

Ich schloß mit der Vorstellung an die Menge: ich bin ein Schweizer und würde als solcher einsehen, wenn es gelten würde, gegen wirkliche Unterdrückung zu kämpfen, aber dies ist jetzt nicht der Fall. Sie sind zum Teil von auswärtigen Elementen irrefleitet worden, und es wäre besser, sie kehrten um, bevor es zu spät ist. Meine Rede wurde nicht mißfällig aufgenommen, ja man hörte sie ohne Unterbrechung an. Die Aufregung hatte aber schon einen solchen Grad erreicht, daß beruhigende Vorstellungen keinen Eindruck mehr zu machen vermochten. Ich sollte Gelegenheit haben, in meinem eigenen Haus dies zu erfahren. Für meine kleine Defonomie hatte ich einen Anecht, einen braven, jungen Menschen aus der Umgebung von Karlsruhe. Wie ich nun eines Abends heimkomme, sieht der Kerl ganz verändert unter der Tür, eine Feder auf dem Hut. „Was Teufels“, rief ich ihm zu, „wilst du auch Komödie spielen?“ „O nein“, lautete die Antwort, „jetzt gilt's Ernst, jetzt ist Freiheit und Gleichheit, ich bin so viel wie Sie.“ Ich besann mich nicht lange, sondern forderte ihn auf, mir zu folgen, ich wolle ihm seinen Lohn auszahlen. Als er hatte, was ihm gebührte, erklärte ich ihm im höchsten Ernste, daß er zeitweilig nie mehr innerhalb meines Gartensaunes sich sehen lassen sollte.

Auch die Arbeiter in unserem Unternehmen wurden unruhig und verlangten sogar meine Entlassung als Geschäftsführer, da ich ihnen für die damalige Zeit als zu streng ersahen. Der Chef der Firma, Herr Kessler, stellte ihnen vor, daß bei einem so großen Personal eben Ordnung herrschen müsse, und fragte, ob man mir irgend eine ungerechte Handlung vorzuwerfen habe. Dies wurde zwar verneint, trotzdem aber an der Forderung meiner Entlassung festgehalten. Herr Kessler gab mir hiervon nur ungerne Kenntnis, allein als die Arbeiter nach Verlauf einiger Tage darauf beharrten, war ich bereit, meine Stellung aufzugeben und in die Schweiz abzureisen. Da kam mir plötzlich der Gedanke, Herrn Kessler zu veranlassen, die Arbeiter zu fragen, ob sie jemand als meinen Nachfolger vorschlagen könnten. Da die Arbeiter niemand wußten, so erklärte Herr Kessler, daß er mich nun eben behalten müßte, und man einigte sich wirklich dahin, daß der Chef versprechen mußte, mir ernstlich zuzureden, etwas „toleranter“ mit dem Personal umzugehen.

Uebrigens wurden die allgemeinen Zustände immer trostloser. Im März 1849 zogen die Freischärler an, ihr Wesen zu treiben. Unter ihnen befanden sich auch verschiedene junge Leute aus dem Dorfe, in welchem einer der tüchtigsten Maschinenschlosser unserer Fabrik, namens Abele, zu Hause war. Die Buriden nahmen ihn mit sich in ihre Gesellschaft, wo viel politisiert und nicht weniger getrunken wurde. Davon wurde dem guten und wackeren Abele der Kopf ganz wirr, so daß er eines Abends im halbbetrunkenen Zustand zu mir in die Fabrik kam und ausbezahlt zu werden verlangte, da er mit seinen Kameraden fürs Vaterland und die Freiheit in Kampf und Tod zu ziehen gedente. Ich gab mir alle Mühe, Abele zu beruhigen und zeigte ihm, wie man in Baden eher zu viel als zu wenig Freiheiten habe, und daß es das gesegnetste Land sei, auch legte ich ihm das Wohl seiner Frau und Kinder ans Herz. Es half jedoch alles nichts, er wollte seinen Lohn, da er seinen Kameraden seine Mitwirkung versprochen hätte. Der arme Abele dauerte mich, und ich ließ ihn über Nacht in einen Keller sperren, indem ich ihm die Versicherung gab, daß ich ihn den andern Morgen selbst holen werde, und wenn er dann noch Lust habe, fortzuziehen, so würde ich ihm nichts in den Weg legen, sondern in Gottes Namen laufen lassen. Natürlich schrieb und schimpfte Abele ganz entseztlich und schwor mir ewige Rache. Am andern Morgen holte ich ihn in seinem Keller ab, hoffend, er habe mit dem alkoholischen auch den politischen Rausch ausgeschlafen. Er war aber noch derselben Ansicht, ja sein Heroismus schien über Nacht noch gewachsen zu sein. Und so ließ ich ihn denn laufen.

Wir waren überhaupt bald genötigt, das Geschäft gänzlich zu schließen, denn am 13. Mai entstand in Karlsruhe jene Militäreutelei, infolge welcher der Großherzog fliehen mußte und alles drunter und drüber ging. Ich war froh, als einer meiner Brüder kam und in aller Eile meine Frau und das kleine Kind samt den Wertgegenständen nach Basel abholte; denn nun konnte ich der Entwicklung der Dinge ruhiger zusehen. Freilich sollte meine Kaltblütigkeit auf eine ziemlich harte Probe gestellt werden. Mein Chef, Herr Kessler, hatte einen Angehörigen, der Major und beim Militär wegen seiner Strenge sehr verhaßt war. Es kam soweit, daß er vor den Soldaten flüchten mußte. In Zivil kam er zu Herrn Kessler in die Fabrik. Dieser sah voraus, daß die wütenden

Verfolger den Major bald bei ihm suchen würden, und bat mich deshalb, den Verfolgten über Nacht in mein Haus aufzunehmen; bei dem „freien Schweizer“ werde man ihn am wenigsten vermuten. Herrn Kessler zuliebe sagte ich ja. Allein, wie erstaunte ich, als nach Einbruch der Finsternis der Major nicht allein, sondern in Begleitung von acht andern ebenfalls verfolgten Offizieren sich bei mir einstellten. Fortschiden konnte ich die Herren nicht. Wir stellten also an den verschiedenen Enden des Gartens, in dessen Mitte meine kleine Villa stand, Wachen aus. Waffen waren genug vorhanden, und so erwarteten wir die kommenden Dinge, aufs äußerste gefaßt. Es blieb aber alles still. Mehrere Male übte ich in dieser Weise Gastfreundschaft; doch es waren immer ungemütliche Nächte. Ich durfte mir nicht verhehlen, daß ich, wenn die Soldaten den Zufluchtsort der verhafteten Offiziere entdeckten, mit diesen niedergemacht würde. Glücklicherweise ging der Spektakel verhältnismäßig rasch dem Ende zu. Der Großherzog hatte die Hilfe Preußens angerufen, und diese rückten schon Ende Juli als Sieger in Karlsruhe ein, unter der Anführung des gefürchteten Prinzen, des späteren ruhmreichen deutschen Kaisers Wilhelm I. Diesen lernte ich damals persönlich kennen. Ich mußte ihm nämlich die Leistungen der Feuerwehr unserer Fabrik vorführen, die mit der städtischen die erste war, die nach militärischen Prinzipien arbeitete. Ich hatte die Ehre, mich längere Zeit mit dem Prinzen zu unterhalten und gewann Hochachtung vor dem leutjeligen, einsichtigen Mann.

Nachdem im Spätsommer 1849 die Stürme der Revolution vorüber waren, holte ich Frau und Kind aus der Schweiz zurück. Der Großpapa Ratsherr wollte uns nicht wieder nach Baden ziehen lassen, ohne daß wir wenigstens einige Tage mit ihm in Langenbrunn zugebracht hätten. Von den Höhen von Langenbrunn, dieses reizenden Kur- und Erholungsortes im Kanton Baselland, in die Schweiz hineinblickend, kam mich plötzlich die Lust zu einer kleinen Schweizerreise an, und da meine Frau ohnedies die inneren Kantone noch nicht kannte, mietete ich Pferd und Chaise für uns beide und fuhr als eigener Kutscher in der Schweiz umher. So kamen wir auch nach Burgdorf. Bei der Ausfahrt aus der Stadt begegneten wir einem großen Trupp internierter badischer Aufständiger, und zu ihrem größten Schrecken hörte meine Frau auf einmal meinen Namen rufen.

Da sie Unangelegenheiten befürchtete, beschwor sie mich, doch so schnell als möglich davonzufahren. Ich sah mich indessen um und erkannte in dem Rufenden den Revolutionshelden Abele, der sich mir mit wenig kriegerischer Miene und in einem ganz abgerissenen und verwahrlosten Zustand näherte und mich unter lebhaften Versicherungen, wie es ihn schon hundertmal gerent habe, meinem Rat nicht gefolgt zu sein, kläglich bat, ihm doch um Gotteswillen zu helfen und seinen Wiedereintritt in die Fabrik zu ermöglichen. Ich gab ihm einige empfehlende Worte auf einem Notizbuchblatt an den ehemaligen Polizeidirektor von Basel, Dr. Gottlieb Bischof, der ein guter Freund von mir war, mit, und so schlüpfte Abele durch, über die Grenze, und langte glücklich zu Hause an. Er war für immer von seiner Sucht, das Vaterland zu befreien, geheilt. Er begnügte sich damit, als wackerer Hausvater für Weib und Kind zu sorgen und wurde später ein angesehenener Arbeiter der Maschinenfabrik Eßlingen.

Nicht lange nach der badischen Revolution wurde mein Chef, Herr Kessler, nach Eßlingen berufen, um dort an die Spitze einer großen Maschinenfabrik zu treten, die mit den Württembergischen Staatsbahnen in Verbindung stand. Bei dieser Gelegenheit handelte es sich darum, die geschäftlichen Verhältnisse der Maschinenfabrik Karlsruhe aufs neue zu ordnen und auf eine neue Basis zu stellen. Die früher erwähnten Herren Geigy in Basel machten mir den Vorschlag, daß ich als technischer Leiter einer Kommanditgesellschaft, zu welcher sie die Hauptsache beitragen würden, die Maschinenfabrik weiterführen sollte. Da jedoch die Geschäfte in Karlsruhe nicht besonders gut gingen, und ich namentlich meinem so überaus wohlwollenden bisherigen Chef Kessler nicht Konkurrenz machen wollte, so verzichtete ich auf jenes freundliche Anerbieten, obwohl ich mir sagen mußte, daß mir hier die Gelegenheit nahegetreten sei, unter Umständen in kurzer Zeit ein reicher Mann zu werden.

Uebrigens sollte meine Karlsruher Zeit bald ihrem Ende entgegengehen. Nachdem ich das Geschäft noch eine Zeitlang nach Kesslers Austritt als technischer Direktor geleitet hatte, wurde ich am 17. Februar 1853 vom Direktorium der neugegründeten Schweizerischen Centralbahn-Gesellschaft als Chef der Maschinenwerkstätte der neuen Bahn berufen. Diese Stellung, die mich wieder in die Nähe meiner Familienangehörigen bringen sollte, trat ich Mitte Juni an.

So gern ich nach Basel überiedelte, so schwer wurde mir der Abschied von Karlsruhe, wo ich so glückliche Jahre verlebte und unendlich viel Freundschaft genossen hatte. Auch die Arbeiter wollten nichts mehr davon wissen, daß ich zu streng sei. Sie veranstalteten eine Abschiedsfeier und gaben mir die wohlthuendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit. Viel Verdruß bereitete mir in den letzten Wochen meines karlsruher Aufenthaltes der Umstand, daß ich für mein Haus und mein ziemlich ausgedehntes Grundstück keinen Käufer, ja nicht einmal einen mir zusagenden Mieter fand. Ich mußte das Haus, um es nur nicht leerstehen zu lassen, an einen Hofhauspieler vermieten, von dessen Haushalt ich mir für das in schönster Ordnung befindliche Heimwesen nicht gerade die größte Schonung versprach. (Schluß folgt.)

Mar Dennig / Jörg der Böse, der Städtefeind

Der Lehensträgertag zu Baden.

„Schwör' nicht Urfehde, schwör', Vater, nicht!“
gellt laut es durch den Saal,
und vor Jörg dem Bösen zusammenbricht
sein Sohn, wie der Tod so fahl.

„Schwör' nicht, schwör' nicht“, — o grausamer Hohn!
wie wild auch der Junker schreit:
Zu spät —! Der Markgraf hatte schon
empfangen des Grafen Eid.

Wie hatte gelächelt voll arger List
sein Feind, der Graf Eberstein,
als schwören er mußte beim heiligen Christ,
friedfertig und zahm zu sein.

Zu seinem Sohne, geheht und verschleucht,
beugt Jörg sich tief hinab
zu hören, was atemlos er feucht,
und gespannt lauschen Ritter und Knapp':

„Heut' Nacht, wir standen im Hofe geschart
im Gebet um den Burgkaplan,
der vor des Veters letzter Fahrt
die Totenmesse begann.

Nach Allerheiligen sollt' er zur Gruft,
schon war geöffnet das Tor,
da zischen Pfeile durch die Luft
und Bewaffnete dringen vor

und stoßen und schlagen mit Speiß und Schwert,
die räuberischen Hund!
des Veters Leichnam zur Erde fährt,
und die Un'ren sind tot oder wund.

Die Burg ist verloren —“, „Verdammt' Berrat,
wer war der Schuft?“, knirscht Jörg,
„Dem Ihr Urfehde schwort, die blutige Tat,
sie war Graf Ebersteins Werk.“

Zurück taumelt Jörg, sein Schwert blüht auf,
dem Eberstein stürzt er zu,
da hemmen die Ritter des Rasenden Lauf
und der Markgraf gebietet Ruh'.

„Urfehde Ihr schwort beim heiligen Gott,
Herr Ritter von Schauenburg,
und Schwur bleibt Schwur, vor diesem Gebot
ist sicher sogar ein Schurf.“

Sein Blick streift verächtlich den Eberstein,
der sich erbleichend duckt,
denn nicht nur dem Grafen Jörg allein
war die Hand zum Schwert gezuckt.

Der blickt wie ein Irreer umher im Kreis,
und plötzlich er dröhnend lacht:
„Vortrefflich, daß ich der Böse schon heiß',
bedenkt es, Ihr Herr'n, gute Nacht!“

Er schreitet hinaus mit klirrendem Schritt,
sein Sohn folgt ihm bleich und matt:
ein wildes Lachen, ein wilder Ritt,
und das Dunkel verschlungen sie hat.

Um die Schauenburg.

„Der Teufel spiele mit dir Schach
und laufe den sauren Wein,
ein Leben ohne Schlag und Krach
ist nichts für den Eberstein.

Schon jahrelang hocken wir auf dem Berg
und verlegen die schönste Zeit,
hält' nie gedacht, daß der böse Jörg
so schmähtlich hält seinen Eid.“

Sein Freund, der von Firs, nimmt die Laute zur Hand
und trällert ein freches Lied:
„Mit Dirnen und Wein gefällt mir's im Land,
Tirilli tüditi!“

Bisch! — surrt ein Bolzen an seiner Stirn
haarscharf gezielt vorbei,
dann Fluchen im Hofe und Schwerteklirr'n
und kämpfender Männer Geschrei.

Der Eberstein tobt: „Berraten, verdammt!“,
als man sie meuchlings beschleht,
„So lehrtet Ihr's uns“, von Fackeln umflammt,
Jörg der Böse ihn höhnisch grüßt.

Er kämpfte nicht selber, Ehre und Eid,
banden den tapferen Mann,
seine Sippe aber er führte zum Streit,
der jetzt um die Burg hub an.

Die Knechte heht jener: „Seht ihr denn nicht
den roten, meineid'gen Schuft?“
und von allen Seiten hageln dicht
die Schläge aus der Luft.

Da kocht Jörg dem Bösen das heiße Blut:
„Ich bin doch kein räubiger Hund!“
den Eid vergaß er vor blinder Wut,
er schlägt den Eberstein wund,

und treibt die Feinde vor sich her,
bis er zum Tor sie drängt,
wo ihnen mit Schwefel und siedendem Teer
das Fell wird gründlich versengt.

Zur Brücke sie fliehen mit Ach und Weh,
die fast unter der Menge birft,
da schwebt sie plötzlich in die Höh'
und mit ihr Hans von Firs,

der sich verzweifelt krampfhaft hält
an ihrem festen Holz,
bis in den sumpfigen Graben er fällt,
durchbohrt von Pfeil und Bolz.

Und Jörg der Böse schallend lacht,
doch von drüben der Eberstein ruft,
daß grausig es tönt durch die finstere Nacht:
„Fahr' zur Hölle, meineid'ger Schuft,

wenn du dem Teufel bist nicht zu schlecht,
ha, Mitterehre und -wort,
ein Spott ist's geworden dem Schauenburggeschlecht...“
da schleicht Jörg, der Böse sich fort,

verfolgt und gequält vom furchtbaren Hohn,
zu den Seinen mit müdem Schritt,
und findet tot auf der Bahre den Sohn,
der im Kampfe neben ihm stritt.

Entsetzen kriecht ihm ins bleiche Gesicht,
seine Augen öffnen sich weit,
und stöhnend aus seiner Brust es bricht:
„Der Eid, der Eid!“

Das Ende.

„Herrn Jörg, den Bösen, den Städtefeind,
wir tun in Acht und Bann,
und jeder darf fangen und töten ihn,
wo immer er kann.

Herr Jörg der Böse sprach falschen Eid
nach Gichtmünd und blinkendem Schein,
drum ist er wie Fisch und Vogel frei
und sein Mörder darf jeder sein.

Herr Jörg der Böse verstoßen wird
rechtlos und ohne Ehr',
und verstoßen und ehrlos jeder ist,
der mit ihm hält Verkehr.

Herrn Jörg, den Bösen, den Städtefeind,
die heilige Fehme bannt,
Geheht soll er sein wie ein wildes Tier
und gemartert, getötet, verbrannt!“

Der Wächter findet das Pergament
geheftet an's äußerste Tor
und Rute und Fennig, und eilig rennt
er keuchend zur Burg empor.

Graf Jörg liest das Urteil mit finstern Blick,
seine Hand sich drohend ballt,
doch mutlos sinkt er im Stuhl zurück,
wie Nebel es vor ihm wallt,

und Bilder kommen und Bilder zieh'n
aus blutigem Kampf und Streit,
und düster stöhnt er vor sich hin:
„Der Eid, der verruchte Eid!“

Ich keine Ehre und vogelfrei,
durch mich mein Geschlecht besleckt?
Nein, Herrgott im Himmel“, es klingt wie ein Schrei,
„dann lieber im Graben verreckt!“

Er holt seine Waffen und heimlich schleicht
er aus der Burg sich fort,
ohne Heimat und Namen, von niemand erreicht,
treibt er von Ort zu Ort.

Wie war sein Ende? Ein Spielmann sang
von eines Nothaarigen Fahrt,
des Schwert stets tapfer im Streite Klang —
im Welschland liegt er verscharrt.